

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1923

8.7.1923 (No. 27)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

12. Jahrg. No 27



8. Juli 1923

Ernst Traumann / Naders letzter Brief.

Im Dezemberheft der Monatschrift „Die Westmark“ habe ich acht Briefe des Pfälzer Dichters N. G. Nadler an seinen Universitäts- und Herzensfreund, den Rheinländer August Reichenperger, der hervorragenden Begründer der Zentrumsfraktion und verdienten Kunstschriftsteller, veröffentlicht und fortlaufend erläutert, die ersten, die aus Licht des Tages treten und die einzigen, die ich trotz meiner eifrigen Bemühungen aufspüren konnte. Sie sind geschrieben in dem Zeitraum von 1830 bis 1849, Naders zweiter Lebenshälfte, vom Ende seines Berliner Sommeraufenthalts bis kurz vor seinem Tode, und behandeln alle äußeren und inneren Erlebnisse, die ihn tiefer bewegen: berufliche Angelegenheiten in der Periode der Staatsprüfung und Begründung der Advokatur, politische Ereignisse wie die französische Juli-revolution und ihre Folgen in Deutschland, Berliner Zustände, rechtswissenschaftliche Arbeiten und poetische Schöpfungen, wie seinen satirischen Roman vom Sommersemester 1830, über dessen Inhalt wir hier zum ersten Male authentische Kunde erhalten, und seine im Winter 1847 erschienene Gedichtsammlung „Fröhlich Palz“, deren Besprechung er dem feinsinnigen Freunde nahelegt, auch intime Vorgänge, wie sein Liebesverhältnis zu seiner späteren Gattin Luise Böhenberger. Jetzt erst erfahren wir, wela gewandter, witziger und geistreicher Briefschreiber unser Pfälzer Humorist war, und eine neue Seite seines bisher so dunkeln Lebensbuches öffnet sich für uns. Nicht minder interessant und erquicklich ist das Licht, das damit auf sein warmes und weiches Gemüt, sein Freundschaftsgefühl und seinen treuen, festen Charakter fällt. Der in jeder Hinsicht bedeutendste Brief ist der vom 3. Juli 1849, wohl der letzte, den Nadler überhaupt geschrieben hat, da er ungefähr zwei Monate darauf, am 26. August 1849 in Heidelberg gestorben ist, nach schweren Brust- und Nichtenleiden, wofür er noch kurz vor seinem Tode in Baden-Baden Bänderung gesucht hatte. Sein Schreiben, das nochmals für seine unentwegte Gesinnungstüchtigkeit, für seine überzeugte Verteidigung einer starken Staatsgewalt beredtes Zeugnis ablegt, ist eine fürchterliche Anklage der öffentlichen Zustände Badens, deren Entwicklung das scharfe Auge Naders längst vorausgesehen und deren unheilvolle Erscheinungen er in seinen Guckkastenliedern vom „großen“ Hecker und vom „Strumwelpusch“, die seinen Ruf als „Reaktionär“ vermehrten, gegeißelt hatte. Die Namen und politischen Rollen Welckers und Mathys, die im Gegensatz zu Brentano und anderen radikalen Advokaten gemäßigte Liberale waren, sind bekannt. Der Philosoph Ludwig Feuerbach, der berühmte Verfasser des Buches vom „Wesen des Christentums“, hatte der Heidelberger Studenten-, Bürger- und Arbeiterschaft im Rathaus an drei Wochenabenden vom Dezember 1848 Vorträge über das Wesen der Religion gehalten, die das ihrige zur Schürung des Radikalismus beitrugen. Gottfried Keller, der vom Herbst 1848 bis zum Frühjahr 1850 in der Neckarstadt weilte, hat von dem rücksichtslosen Denker die nachhaltigsten Einflüsse erfahren, wie aus seinen damaligen Briefen ersichtlich ist, die auch für den badischen Aufstand und seine Dämpfung durch die Preußen eine wichtige Quelle sind. Neben sie tritt nun Naders Brief, der jedoch die in Heidelberg vorgefallenen

Ereignisse in weit grellerem Lichte erscheinen läßt. Zu den von Nadler gegen den Schluß hin erwähnten Namen sei hier nur in Kürze bemerkt, daß Peter neben Brentano, Hecker, Struve in seinen Revolutionsgedichten eine lächerliche Rolle spielt, daß v. Trübschler in der Tat nach der Uebergabe von Raftatt standrechtlich erschossen wurde. Ueber die andern, wie Möglin, Beust usw., lese man den Schluß von Ludwig Häufers „Denkwürdigkeiten zur Geschichte der Badischen Revolution“ (Heidelberg 1851) nach. General Pender war der Befehlshaber der gegen die Revolutionäre mobilisierten Bundes-truppen. Die Bezeichnung „Krach-Gutedel“ — nach einer bekannten Traubensorte gewählt und auf den politischen Krach übertragen — gebrauchte Nadler für eine Sammlung von Gedichten, die er „Bilder aus dem Krach-Gutedel-Krieg“ überschrieb, von welchen jedoch nur das einzige „Hecker der Große in Strassburg“ auf die Nachwelt gekommen ist.

Ungemein ergreifend und nicht nur für den Biographen wertvoll ist das, was Nadler über das gegen ihn verübte Attentat der drei Marodeure am Tage der Schlacht von Waghäusel berichtet, wobei er sich so kaltblütig gezeigt, wie sich späterhin auch seine zweite Frau, geb. Kempf, so entschlossen bewährt hat. Die Szene ging vor Naders Wohnung am Karlsplatz, dicht neben dem heutigen Bezirksamte, Naders Sterbehause, vor sich. Durch Naders ausführliche und authentische Schilderung des Vorgangs werden nunmehr alle die bis auf den heutigen Tag verbreiteten Gerüchte über den Mordanschlag und seine Folgen zum Schweigen gebracht, die teils durch mündliche Ueberlieferung, teils durch die Darstellung seiner Nekrologisten (Waldbühl und Eichrodt) im Schwange waren. Der Mordanschlag hat durch die seelische Erschütterung, die er hervorrief, sicherlich das Ende des zarten und frankten Dichters beschleunigt, bezeichnet er sich doch als in den letzten „sechs Wochen um zehn Jahre älter geworden“. Er fühlte wohl die Vorboten seines nahen Todes.

Heidelberg, den 3. Juli 1849.

Herrn A. Reichenperger
Kammerpräsident beim kgl. Preuß. Appellhof in Köln.
(Poststempel 3. July.)

Liebster Freund!

Ich muß es als eine gute Vorbedeutung ansehen, daß gerade in dem Moment, als ich obiges Datum zu diesem Brief an Dich schrieb, der Deintige ankam. Ja, ich lebe noch, aber in 6 Wochen um 10 Jahre älter geworden, reicher zwar an Erfahrungen, aber leider auch fester in der Menschenverachtung — gegen Freund und Feind! Du wirst Dich erinnern, daß ich schon gleich nach dem Strumwelpusch der Ansicht war, daß der Staat Baden alle Bedingungen seiner Existenz verloren hatte; es hat sich leider bestätigt. Die jüngere Generation durch und durch corumpirt mit einer Kartoffelkrankheit im Gehirn, die kein irdischer Arzt curiren kann. Turn-, Arbeiterbildungsvereine, Deutschkatholicismus, Weller und Matthy, Feuerbach. Alles hat daran gearbeitet, ein sonst glückliches und gesegnetes Land zu ruiniren. Von dem moralischen Werth der Carlsruher Bürokratie kannst Du Dir

einen Begriff machen, wenn ich Dir sage, daß alle Herrn Ministerialräthe dem Bürger Brentano und seiner Vuben (gamins-) Wirtschaft einen im Justizministerium ausgedrehten Eid geleistet haben, daß sie diesen mit etwas Großherzog melirten Eid den niederen Verwaltungsbeamten mittheilten, um ihn ad exemplum der Hochmögenden ebenfalls zu schwören, und daß neun Zehntel von diesen die Eidesleistung geweigert haben, sie hätten beruhigt durch einen lächerlichen Vorbehalt zu Gunsten des Großherzogs, bis an ihr seliges Ende ohne ihn fortregiert! Jagemann (Generalauditor) Brunner, Direktor im Min. d. J. und Jungmanns, Interimist, Vorstand des Justizministeriums, sind dehm. suspendirt. Dagegen haben unsere Gerichtshöfe ungeachtet der Drohung von Absetzung und Standrecht sich einstimmig geweigert der neuen Regierung zu huldigen, und wir Heidelberger und Mannheimer Anwälte, nur mit Ausnahme von zwei schäbigen Juden, das Wort gegeben vor keinem neugebackenen Gerichtshof zu plädiren, sondern insolkem Fall ein förmliches Justitium zu veranlassen. Man wagte es aber nicht, zur Absetzung zu schreiten.

Was mich betrifft, so hat mich Gott aus der allergößten Todesgefahr (am 21. Juni) wunderbar gerettet. Ich sollte vor meinem Hause erschossen werden. 3 Flintenkäufe waren auf drei Schritte gegen mich gerichtet. Ein Tiger von einem Weibe, dem ich nie etwas zu Leide gethan, hatte 3 Soldaten, die wüthend als Flüchtlinge aus dem Gefecht bei Neulussheim (Waghäusel, Philippsburg) kamen, auf mich gebez, weil ich der Hauptreaktionär hier, Aristokrat, Jesuit, Spion etc. sei, und die Nachrichten zu Ungunsten der bad. Armee verbreite. Die Begrüßung war das Aufziehen der Hahnen und fertig machen und anlegen. Das Weib sah von von ferne zu. Nur eine mir noch unbegreifliche Ruhe rettete mich. Ich sagte: Wenn ihr euch mit einem Mord befudeln wollt, so schießt zu; wenn ihr aber wie ich nicht anders erwarde Gerechtigkeit an mir üben wollt, so stellt mir meinen Ankläger vor und ich will selbst Jener commandiren, wenn mir Jemand dies ins Gesicht behaupten kann. Darauf deutete der Eine auf das Weib und winkte ihr herzukommen; diese aber entfernte sich schnell. Als ich das sah, sagte ich: wenn ihr als Ehrenmänner an mir handeln wollt, so nehmt mich gefangen und liefert mich sammt jenem Weib an das Kriegsgericht ab. Dies mochte ihnen zu weilkäufig seyn, und so ließen sie fluchend mich stehen!

Noch schwimmt mir alles wie ein Chaos zusammen, doch lassen sich vielleicht später einzelne Erscheinungen plastisch und greifbar machen, und die sollen mir dann nicht entschläpfen. Ich hätte nie geglaubt, daß es solche Massen von Lumpengefunden giebt.

Meine Frau, sonst die Sanftmuth und Kengstlichkeit selber, hat einen Muth und eine Stärke bewiesen, der ich sie nie fähig gehalten hätte. Ich hatte nach reiflicher Ueberlegung beschlossen, im Rachen des Löwen zu bleiben bis zum Aeußersten; meine Frau gab mir Recht, war aber um keinen Preis zu bewegen, sich mit den Kindern zu flüchten ohne mich. Ich mußte sie sogar das Laden der Pistolen etc. lehren, weil wir fest entschlossen waren, bei einem etwaigen Straßen- und Baricadenkampfe unser sehr stark von innen verwahrtes Haus gegen jede Besetzung durch Freischärler zu vertheidigen. Wir waren in der Lage, es mit Erfolg wagen zu können, glücklicherweise kam es nicht dazu. Wir jauchzten dem Kanonendonner entgegen, als er sich nach so langem Warten endlich laut und lauter im Thale brach und einige der Hauptspitzen — „Krah-Gutedel“ nennen wir die Sorte — vom heil. Berge herunter aus preuß. Spitzkugelbüchsen todgeschossen wurden. Morgen begannen die öffentlichen Sitzungen des Standgerichts. Eine Anzahl von Angeklagten (Trübschler, Diebst, Stöck, Möglin, Beust, Gilbert u. a.) scheint der Kugel gewiß zu seyn. Ich habe die Vertheidigung zum Voraus abgelehnt; ich bin zu sehr Partei und kann mein Gefühl nicht zum Schweigen bringen. Brentano wurde von unserer protestirenden Versammlung als Volksverrätther geächtet und ist flüchtig, auch Peter, General Fender ist heute in Offenburg; Raftatt vollständig cernirt, soll um Salz gebeten haben, an dem gänzlicher Mangel ist. — Der Krieg ist sehr blutig, die bad. Artillerie von den Pr. selber als vorzüglich anerkannt, thut großen Schaden. 15—20 000 Soldaten und Freischärler in Heidelberg war nichts seltenes. Einige Züge von der poln.-deutscher Legion, sie trugen Pechkränze an den Bajonetten; sie wollten die Brücke hier, in Ladenburg und Mannheim sprengen; ich sah Einen am hellen Tage auf dem Kornmarkt das thun, was Affenmenagerien für Frauen und Unverborene unzugänglich macht; bei ihrem Abmarsch leerten sie die in den Wirtschaftshäusern befindlichen Almosenbüchsen, und wollten den Dachstuhl der Heiliggeistkirche in Brand stecken. Besten Gruß an D. Frau; auch an Schwarzs. Ndr.

Rudolf K. Goldschmit / Das Heidelberger Schloß in der deutschen Dichtung.

(Schluß.)

Die Romantiker waren gewiß die eigentlichen Träger der Ruinenpoesie. Aber sie suchten die Ruine als romantisch-malerischen Winkel, d. h. in der weltfernen Verborgenheit auf. Und dazu waren ihnen das Schloß zu nahe an Stadt und Universitätsleben angebaut. Da fanden sie die Ruinenwinkel viel besser und ihrem Erleben gemäßer hinten im Neckartal. Und so ist denn das Schönste, was Brentano in Heidelberg über die Ruine geschrieben hat, in einem Briefe an Arnim (vom 1. Juni 1908) zu finden.* Da kommt er ins Schwärmen, ins romantische Träumen. Aber dies Schwärmen und Träumen gilt nicht der Heidelberger Ruine, sondern den Ruinen und Burgen von Neckarsteinach. Jergendwelche charakteristischen, im tiefen Gefühl wurzelnden Worte über das Schloß findet er nicht. Und was dann die vielen Nachahmer und kleinen Lokalgeister der Romantik über das Schloß sagten, die zahllosen Macher, die sich in jeder Epoche von der zeitgenössischen Kunst die Kleidung und Stiefel borgen, im Glauben nun auch die Persönlichkeit zu sein, ist so belanglos, daß es als Dichtung weder formal, noch um des Schöpfers willen vermerkt zu werden braucht.

Aber auch einige der Zeitgenossen Brentanos, die Namen und Geltung beanspruchen dürfen, haben das Schloß in Heidelberg besungen. Festgehalten muß noch einmal werden: keiner in unmittelbarer Schau, alle aus der Distanz.

Uhl and hat schon 1804 als siebzehnjähriger Student in Tübingen das Heidelberger Schloß geseiert oder vielmehr apostrophiert. Die beiden Strophen „Auf dem Schloß zu Heidelberg“ sind keine dichterische Formungen, sondern gedankliche Formulierungen. In sehr unindividuell abgegriffenen Bildern schaut er das Schloß: „Zur grauen Ahnenbilder, Ihr Monumente“ und knüpft daran frühreife oder unreife Sentimentalitäten: „Wie über Euch der Wolken Strom entfließt, so unter Euch die Aler.“ Und weiß nichts vom Bildhaften des Schlosses zu sagen, das er natürlich nur aus Stichen kennt: „Es schaut zum Himmel still und ruhig auf.“

*) Vergl. Wittkop, Heidelberg, und die Dichtung. Seite 124.

1810 kommt Uhl and dann durch Heidelberg. Aber er wird nicht sofort zur Dichtung begeistert, sondern erst ein Jahr später kehrt das Erlebnis der Schloßlandschaft wieder in seinem Gedicht „Die drei Schlösser“. Das mittlere der drei Schlösser hat wohl als Urbild unser Schloß. Aber jetzt aus zeitlicher Entfernung geschrieben, ist es bereits kein Naturerlebnis, sondern Kulturerlebnis. Ruchtern rationalistisch klingt der Eingang: „Es scheint ein Schloß, doch ist es keines.“

Bei Hölderlin war das Schloß Gehalt der Dichtung, bei den vogoethischen Lyrikern Anlaß zu moralisch-ethischer Betrachtung, bei Brentano, und wie wir gleich sehen werden bei Eichendorff Anlaß, romantische Stimmungen ohne strenge Bindung an einen individuellen Ort zu entladen.

Für Uhl and ist das Schloß ebenfalls nicht das Erlebnis füllender dichterischer Gehalt, sondern Anlaß zu einer ästhetischen Formung eines historischen Ereignisses, wie ja Uhl and stets vor allem den geschichtlichen Gehalt aus einem Erlebnisobjekt herausfühlt. Uhl and zeigt auch darin, daß er doch am tiefsten in der Ballade wurzelt. Er will immer erzählen, Stimmungsmäßiges durch stoffliche Reize erzeugen. Er will auch in den Gedichten, die ja fast zu Volksliedern geworden sind, erzählen. Und so erzählt er von einem „Schloß am Bergesrüden“. Aber daran interessieren seine seelischen Gestaltungskräfte keine individuellen, sondern typische Merkmale: nicht die spezifisch Heidelbergische Verbindung mit Berg und Fluß, sondern auf andere Schlösser anwendbare, also die seelischen Naturlinien auflösenden Merkmale: die Ode, Verfall und Einsamkeit im Innern; Türme und Binnen außen, und sofort bringt ihm die Assoziation die Zeit, da Herrscher hier throneten, von hier Helben auszogen, die dann fielen und die Burg öde ließen, bis notwendig alles zerfiel, nachdem „Der Feuerstrahl vom Himmel“ den reichen Schatz in Flammen aufgehen ließ. Und dann kommen Meditationen des Historikers Uhl and, nicht des Dichters Uhl and:

„Doch wie noch die Geschichten melden
Der Herrscher Namen und der Helden . . .“

Man fühlt, daß die ganze Liebe des Dichters Uhland nicht diesem Landschaftsbild „Heidelberg mit Schloß“, sondern den Gestalten, die es einst bevölkerten, gehörte. Das ist typische Wesensart des Balladendichters, der vom Lyrischen herkommt: Erlebnis der Natur umzusetzen in stoffliche Eindrücke des Historischen und diese dann erst dichterisch zu bezwingen, wobei die sprachliche Verleerungsmelodie dieser Strophen noch außer Beurteilung bleiben soll.

Der Dichter, der nach Hölberlin am stärksten von dieser Heidelberger Landschaft beeindruckt war und der in seinen Dichtungen oft dieses Heidelbergische Erleben widerspiegelt, war Eichendorff. In seinen Prosadichtungen klingen Heidelbergische Stimmungen oft nach, aber lyrisch als isoliertes Erlebnis gefaßt, hat Eichendorff dieses Heidelberg mit seinem Schloß erst als 66-jähriger Greis. Die schönsten Bekenntnisse, die ein Dichter über Heidelberg niedergelegt hat, ruhen in Eichendorffs Briefen. Aber als er daranging, dieses Schloßbild lyrisch auszuformen, war schon so lange Zeit seit seinem letzten Heidelberger Aufenthalt verflossen, daß er wohl noch in alter Kraft die Stimmung seiner Heidelberger Jugendbelebnisse nachklingen fühlte, aber nicht mehr in alter Schärfe die bildhaften Linienwirkungen. Eichendorff hat in diesen Schlusstrophen des Robert und Guiscard eigentlich das romantischste Gedicht auf Heidelberg geschrieben. Mehr als irgendein anderes Gedicht haben diese Strophen Eichendorffs Beziehungen zur romantischen Malerei. Wie in der romantischen Malerei, so ist auch bei Eichendorff das Gesamtbild nicht in Einzelformen, in Lokalfarben zerlegt, sondern atmosphärisch erfafst. Nicht das spezifische Talbild, nicht das isolierte Schloßbild, nicht das Stadtbild, sondern die Gesamtstimmung beherrscht das Gedicht. Diese Sonnenluft, die Eichendorff um die Stadt weben läßt, ist romantische Luft. Und was er erblickt beim Einzug in Heidelberg, ist alles romantisch verklärt: rauschende Brunnen in den Gassen, Hirtenfang, der ferne von den Bergen klingt, fröhliche Gesellen beim duftigen Wehen der Gärten rings in wunderlichen Trachten, die vor der Liebsten Türe Ständchen darbringen, der Wald, der von uralten Sagen rauscht: kann es Stimmungen geben, die stärker vom romantischen Leben eingegeben sind? Auch hier ist es für den Dichter belanglos, wie sich Schloß im Gegensatz zu Tal, Stadt oder Wald setzt, ihn beeindruckt nur das Schloß als ein Ort, der wie aus anderer Zeit herübertagt und von dem — nun echt romantisch und als Bild in der Zeit oft wiederkehrend — „allabendlich der Burggeist seinen Gruß“ herüber spricht. Nachdem durch Hölberlin das metaphysisch Schicksalhafte dieses Burgbildes entdeckt und nachdem dann durch die Romantik die Ruinenpoesie geweckt war, ward es Zeit, darüber nachdenklich zu werden, wie die Ruinen entstanden waren. Die romantische Lyrik war wohl vom Zweck losgelöste Dichtung und die Ruinenpoesie nur Gleichnis der vom historischen Geschehen losgelösten Vergänglichkeit. Uhland fängt an, ohne Pathos historische Elemente aufzunehmen und sie einzuschmuggeln, wenn er der Vorzeit gedenkt. Die Dichter, die zur Zeit der Romantik dichterische Wesenheiten wieder zweckhaft benützen, die „Dichter der Befreiungskriege“ knüpfen in ihrer Einstellung auf das dichterische Objekt an Uhlands stilistische Grundhaltung an, und es liegt nur an der künstlerischen Belanglosigkeit der Persönlichkeiten dieser Freiheitskriegsdichter, daß große künstlerische Gebilde uns verjagt blieben oder nur durch starke Betonung des ethischen Gehaltes wirken. Das dichterisch an Ideen und an innerer Schau sehr dürftige Lied Schenkendorffs „Auf dem Schloß zu Heidelberg“ benützt das Schloß nur, um vergangene Glanzzeiten Deutschlands in die Erinnerung zurückzurufen, über deren Verjunkenheit vaterländische Klage anzustimmen und das Gebet um Auferstehung des Reiches daran zu knüpfen. Das Schloß ist in dem Gedichte Schenkendorffs nur noch der Ort, von dem er aus seine politisch-patriotische Predigt halten kann, wobei natürlich damit über den politischen, patriotischen oder ethischen Wert solcher Gedichte nichts gesagt werden soll. Sie sind eben nur als Kunstwerk wertlos.

In Lenaus Persönlichkeit, der ja auch hier in Heidelberg gewohnt hat, kreuzen sich nun romantische Sehnsüchte und jungdeutscher Weltweh mit starker Hingabe nicht an die Erscheinungen, sondern an die Wirkungen der Natur. Aber auch er wird nicht hier in Heidelberg vom Schloß zur Dichtung ergriffen, sondern fern der Heimat überm Ozean, da er schon beginnt, der Amerikamüde zu werden, dichtet er aus früher aufgezeichneten Notizen seine Strophen „Die Heidelberger Ruine“. Es ist nicht, wie bei Schenkendorff, von Klage

erfüllt, mit dem Wille und Hoffnung auf Wiederkehr anderer Stimmungen, sondern von Wehmut über die Vergänglichkeit alles irdischen Daseins, für die dem Dichter dies Schloß Sinnbild ist von Sehnsucht und Entfugung.

Auf der Thaten kühnen Fehder —
Winkt hinab voll Bitterkeit
Die Ruine dort, der Zeit
Steinern stilles Hohngelächter.
Doch hier klagt noch eine Seele.
Sei gegrüßt in deinem Strauch!
Sende mir den bangen Hauch,
Wunderbare Philomele!
Wohl verstehst du die Ruine,
Und du klagst es tief und laut
Daß durch all die Blüten schaut
Eine kalte Todesmiene.

Auch für Lenau ist das Schloß nicht als Bild, nicht als gefühlte Form der Natur wirksam, sondern wiederum nur als Mittel, typische Sehnsüchtesgefühle zu entladen, als Mittel, wie bei allen Dichtern, die nach Hölberlin durch das Schloß zur Dichtung angeregt wurden. Inwiefern dann gerade dieses Gedicht in der Uneinheitlichkeit des Gehaltes und der Form Symptom für Lenaus Schizophrenie ist, könnte für den Psychiater das Gedicht einmal wertvoller machen, als für unsere Betrachtung.

Hebel und Keller gehen als Lyriker stumm am Schloß vorbei. Die Revolution von 1848 kam, eine neue Zeit brach heran, und jetzt kommt der Mann nach Heidelberg, den man den Sänger Heidelbergs nennt: Scheffel. Aber selbst Scheffel hat in dem Liede, das man doch als das Heidelberger Lob- und Preislied schlecht hin betrachtet und das Alt-Heidelberg als solches erst volkstümlich und überall bekanntgemacht hat, in „Alt-Heidelberg, du Feine“ das Schloß völlig negiert. Nirgends ist es als Bild, nicht einmal als Stimmung erfafst oder genannt, und die meisten, die das Lied lesen oder singen, übersehen achtlos diese merkwürdige Tatsache. Scheffel leitet nun jene Richtung innerhalb der Literatur ein, die man als „Studentenpoesie“ bezeichnet. Von künstlerischer Formung eines Erlebnisses, von dichterischer Wesenheit ist aber in keinem dieser Studentenjänge etwas zu spüren. Es sind wohlgemeinte Reimereien, bald aus der Wirkung des Alkohols, bald aus der Wirkung nächtlicher Studentenstreiche oder unechter, ungefühlter studentischer Liebeserlebnisse fließende Schreibereien, die zwar jetzt natürlich oft mit journalistischer Genauigkeit die Bauten des Schlosses aufzählen, daran studentische Betrachtungen knüpfen, aber dichterisch belanglos sind und sicher manche kulturgeschichtlichen Reize und Geltung haben und als Literatur auch geeignet sind, die rührsamten Empfindungen erinnerungsfähiger Heidelberger Studenten wachzurufen, wenn gleich die Mittel, durch die diese Wirkungen erreicht werden, auf stoffliche, nicht ästhetische Ursachen zurückzuführen sind. Freilich diese „Studentenpoesie“ ist es, die Heidelberg den Ruhm der meistbesungenen Stadt verschafft hat. Soweit man den Akzent nur auf den Menge-Begriff legt, ist es richtig. Aber qualitativ bleibt das Wort ohne Sinn.

Die neuen Dichter, die hier weilen, lehnen sich vom Schlosse bewußt ab. Als Richard Dehmel hier am Schloßberg lebte, schrieb er sein bekanntes Gedicht:

Liegt eine Stadt im Tale,
Ein blasser Tag vergeht,
Es wird nicht lange dauern mehr,
Bis weder Mond noch Sterne,
Nur Nacht am Himmel steht.“

Das Bild des Schlosses fehlt. Und im Lebenswerke Stefan Georges, der doch so oft hier weilte, suchen wir gleichfalls vergebens irgendwelche individuelle faßbare Schloßstimmungen. So lehrt uns eigentlich eine Betrachtung über das Schloß im deutschen Gedicht, daß merkwürdigerweise diese Zwiespältigkeit von Schloß und Stadtbild, diese Mischung aus idyllischen und heroischen pathetischen Elementen und die Neigung zur außerästhetischen Kulissenwirkung es verhindert hat, daß eine bedeutsame lyrische Schöpfung des Schlosses entstand. Hölberlin steht einsam da; aber dies Gedicht ist so einzig in seiner Bedeutung, Geltung und Form, daß wir uns freuen können, auch dann, wenn der Glaube, als ob Heidelberg und sein Schloß wirklich die meistbesungene Stadt sei, sich als unhaltbar, die Anschauung als schöne Legende herausstellt.

Karl Jörger / Der Kastenberg bei Gengenbach.

Das Bergle in keltischer Zeit.

Als sinniger Wächter steht hinter dem alten Reichstädtlein Gengenbach das Bergle. Es gehört zum Stadtbild wie das Kreuz zum Kirchturmknauf, und alle Ereignisse in der Gemeinde berühren irgendwie auch seine Geschichte.

Auf dem Bergle lag wohl schon in vorrömischer Zeit ein heiliger Hain. In ihm betete der keltische Ureinwohner zu seiner Stammgöttin Einbethe, welche auf einsamen Bergeshöhen verehrt wurde. Sie galt als Bringerin von ansteckenden Krankheiten und wurde daher mit Pfeilen in den Händen abgebildet.

Doch Einbethe sandte nicht nur die Krankheiten, sondern sie heilte sie auch. In jenen frühen Tagen war der Lauf der Kinzig noch nicht geregelt, und der Fluß schlängelte sich in zahlreichen Armen durch die sumpfige Niederung.

Wenn alljährlich in den Sommermonaten die Moräste austrockneten, entstiegen ihnen giftige Dünste, welche Menschen und Vieh mit Fieber schlugen. Dann opferte der Kette auf dem Bergle wertvolle Bronzegeräte und bat die Göttin um Abwendung der Plage. Der Glaube an ihre geheime Macht hielt hartnäckig stand gegen die später eindringenden Lehren des Christentums. Während der Pestzeiten des Mittelalters wurde verborgen zur Einbethe gewallfahrtet, und noch heute erinnert der Name Einbetheberg statt Kastenberg, an die einstmalige Verehrung dieser Göttin.

Das Bergle unter den Römern.

Im ersten christlichen Jahrhundert drangen römische Ansiedler in das rechtsrheinische Gebiet. Sie fanden die Gegend entvölkert und unbaut, da die keltischen Ureinwohner nach Osten und Süden abgezogen waren. Der menschenleere Landstrich gewann für die Römer zunächst keine besondere Bedeutung.

Erhöhte Beachtung schenkten die fremden Eroberer indessen dem badischen und württembergischen Boden nach dem Ausbau des Grenzwallkes von Mainz über Miltenberg nach der oberen Donau. Dadurch wurde das Kinzigtal zu einem wichtigen Verbindungsweg zwischen der Rheinebene und dem schwäbischen Stufenland. Zum Schutz dieser Heeresstraße legte man bei Gengenbach eine Befestigung an. Das in die Flußniederung vorspringende Bergle gewährte einen weitreichenden Ausblick gegen Sonnenaufgang. Auf seinen Rücken mag daher ein römisches Kastell gestanden sein. Das Kastell gab der Anhöhe die heute geltende Bezeichnung Kastenberg.

Vom Gipfel des Kastenberges folgte der Blick des römischen Soldaten dem Fahrzeug des wagehalsigen Krämers, welches talaufwärts wankte. Bedächtig zog dieser hinter dem knarrenden, federlosen Wagen her. Die zögernde Vorwärtsbewegung ließ ihm reichliche Gelegenheit zur Ueberlegung des Tauschhandels, den er mit den Völkern jenseits des Grenzwallkes abschließen wollte. Vielleicht barg sein ächzendes Gefährt glänzende Bronze-Armringe, goldene Spangen und silberne Gürtelbleche, gegen welche er schwere Bärenhäute einzuhandeln hoffte.

Von der gleichen Stelle wurden aber auch die vordringenden Germanenhaufen erpäht. Dann eilte der bestürzte Regionsjoldat durch das Kastell und rief die Mannschaft auf den Sammelplatz.

Trotz ihrer starken Verteidigungswerke mußten die Römer im dritten christlichen Jahrhundert das rechtsrheinische Land räumen. Ihr Weltreich ward morisch und brüchig. Die Kaiser konnten die ausgedehnten Grenzen nicht mehr schützen, und bald streiften Alemannenhorden sengend und brennend durch die Ortenau. Was die Römer mühsam erbaut hatte, wurde von den neuen Eroberern vernichtet. Auch das Kastell auf dem Gengenbacher Bergle wurde von ihnen zerstört.

Ein Steinzeuge für die römische Bautätigkeit auf dem Kastenberg ist indessen durch die Jahrhunderte hindurch erhalten geblieben. In glücklichen Tagen erstellte ein vornehmer Römer dem Gott Jupiter eine Widmungssäule. Das Mittelstück dieses Opfersteins wurde später in den Bau der Berglekapelle eingefügt. Als im Jahre 1681 Abt Plazidus Thalmann das Gebäude erneuern ließ, entfernte man den heidnischen Götterstein aus dem Kirchenhaus. Man brachte ihn nach dem Abteigarten. Von dort wurde er 1858 nach den Karlsruher Sammlungen geholt.

Das Bergle als christlicher Betort.

Nach dem Abzug der Römer war wohl auf dem Bergle lange Zeit eine wüste Trümmerstätte. Als dann um das Jahr 750 das Gengenbacher Benediktiner-Kloster gegründet wurde, erbauten die Gläubigen auf der Anhöhe eine kleine Kapelle. Darin verehrte man statt der heidnischen Jungfrau Einbethe die beiden Märtyrinnen Perpetua und Felzitas.

Auch in der christlichen Zeit behielt das Bergle seine Anziehungskraft für fromme Beter. Wunderbare Heilungen sollen in dem kleinen Bethaus geschehen sein. In Aufzeichnungen aus dem Jahre 1682 ist darüber mannigfaches zu lesen: — „Dafür, daß die Einbethe-Kapelle mit Wunderkraft begabt ist, wird Thalmann angeführt, dem der Lorenz Iffmann berichtete, nach dem Schwedenkrieg habe ein Landstreicher sein totes Kind hinaufgetragen. Während seines heißen Gebets habe dies Kind plötzlich wieder Leben gewonnen. Dafür aber, daß die Wunderkraft der Kapelle nicht durch die Renovierung gestört, bringt Ziegler (Prior im Kloster) ein notarielles Instrument über einige im Jahr 1682 geschehene Heilungen bei. Auf Antrag Zieglers hatte der Notar Georg Friedrich Dornblüth, der 1690 Schultheiß wurde, die betreffenden Personen in seine Kanzlei zitiert und vor angesehenen Zeugen zu Protokoll vernommen. Der erste Zeuge, Adam Hüffner, Zwölfer des Rats, erinnerte sich der Zeit vor vierzig Jahren. Damals habe ein lutherischer Reutenschmied (Hüffschmied) seine lahme Tochter zur Kapelle tragen lassen. Gleich am selbigen Nachmittag habe er das geheilte Kind dem Konvent mit den Worten vorgestellt: Jetzt sieh ich, was der katholisch Glaub ist. Ich oblige mich (mit der Faust auf sein Herz schlagend), daß ich auch wöll katholisch werden!“

Der selbe Hüffner wußte auch von einem Gengenbacher Ratsherrn, der sich im Schwedenkrieg vor verfolgenden Feinden in den Glockenturm des Kirchleins geflüchtet hatte und dadurch glücklich gerettet wurde.“

Da der erste Kapellenbau allmählich altersschwach ward, ließ ihn Abt Thalmann im Sommer 1681 von Grund auf erneuern. Das Wappen des Abtes hängt heute noch in der Mitte des Chorbogens über dem geschnittenen Kreuzfries. Zur gleichen Zeit wurde auch die kleine Grabkapelle neben dem Hauptgebäude errichtet, in welcher der „Gengenbacher Heiland“ ruht.

Während der Notzeiten in den folgenden Jahrzehnten, zogen die Pilger mitunter in solchen Scharen zum Bergle, daß der Raum der Kapelle nicht mehr genügte. Daher brachte man an ihrer Westseite eine Außenkanzel an. Fortan konnten die Wallfahrer im Grate ruhend das Wort Gottes vernehmen.

Nach diesen bewegten Tagen ist es auf den Kastenberg still geworden. Nur an klaren Sonnentagen erklingt um die Kapelle lebhaftes Stimmengewirr. Wenn dann bei einbrechender Nacht die Wanderer ins Tal steigen, und fern über dem Rhein der Straßburger Münsterurm dunkel in die Abendröte ragt, erwachen in dem Beschauer die Bilder vergangener Zeiten und um das Bergle raunt seine ereignisreiche Geschichte.

Heinz Zweifel = Brown / Müde Seele.

Bist müde, Seele!
Es ist ein Lager dir bereit,
wo dich von aller Müdigkeit
dein Bruder Schlaf in lichte Träume wiegt.
So geh's den Kreis von Spiel zur Ruh',
bis dann am Ende deiner Bahnen du
im letzten Spiel gesiegt.

Bist müde, Seele!
Getrost, bald kommt der Tag,
da dich mit raschem Flügelschlag
dein größter Bruder Tod entführt. —
Du hast in manchen Nächten
aus tiefsten Gotteschächten
schon seinen Hauch gespürt.